

zusammensetzen konnte. Die Form, besonders der stark ausladende Rand, erinnert an Grabgefäße aus dem benachbarten Mansfelder Seekreise (Nelben, Gerbstedt), welche allerdings, abweichend von diesem, horizontale, flache Kannelierungen zeigen, die ihren Ursprung vielleicht in einem besonderen Aufbau des Gefäßes haben. Zwei der kleineren Gefäße von Zuchau zeigen übrigens gleichfalls derartige Kannelierungen und dadurch Verwandtschaft mit dem lausitzer Typus (Tafel V, Figur 11).

In Farbe und Tonmaterial gleichen sich die genannten Gefäße aus Zuchau, Gröbzig und dem Mansfeldischen. Was die Beigaben anbetrifft, so war der Inhalt des Gröbziger Grabes zwar etwas reicher, da er außer aus zusammengebogenen Drahringen auch noch aus einer dünnen Pinzette und einer Vasenkopfnadel bestand, aber doch immerhin dürftig zu nennen, was den Gepflogenheiten der lausitzer Periode entspricht.

In dem Dorfe Zuchau, welches slawischen Ursprungs ist, befindet sich ein „Bauernstein“ und ein „Mordkreuz“ welche beide der Beachtung wert sind. Wohin die zahlreichen dort gefundenen Altertümer, von denen „in der Schenke“ erzählt wurde, gelangt sind, war nicht zu ermitteln.

Förtsch.

## Ausgrabung im „Schweinert“<sup>1)</sup> bei Klein-Rössen, Kreis Schweinitz.

(Hierzu Tafel V.)

Am 4. Mai 1903 begab ich mich in Gemeinschaft mit Pastor Pallas-Herzberg, und Amtsrichter Krieg, damals noch in Schlieben, zwei vortrefflichen Kennern der Vorgeschichte und Geschichte ihrer derzeitigen Heimat, von Station Klein-Rößen aus nach dem „Schweinert“, jenem bekannten, weit über 400 Hügel bergenden Gräberfelde aus „vorslawischer Zeit“, das uns der klar blickende, auch als Menschenfreund heute dort noch hochverehrte Dr. med. Wagner-Schlieben in begeisterten Worten geschildert hat.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Der Schweinert selbst liegt im Kreise Liebenwerda.

<sup>2)</sup> Dr. Friedrich August Wagner, Physikus des Schweinitzer Kreises etc. „Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbufer 1828“ und „Ägypten in Deutschland oder die germanisch-slawischen, wo nicht rein germanischen Altertümer an der schwarzen Elster 1833.“

Dem Werkchen „Tempel und Pyramiden“ hat Wagner ein Titelbild des Schweinert<sup>1)</sup> vorgeheftet, aus welchem man erkennt, daß seiner Zeit „der Schweinert“ in der Hauptsache mit Birken und anderen Laubstämmen bestanden gewesen ist.

Im Jahre 1876, als Dr. Voß-Berlin<sup>2)</sup> den Schweinert besuchte, hinderten ihn dichte und bereits ziemlich hohe Kieferschonungen an der Übersicht. Heute bilden den Waldbestand mittelstarke, hochstämmige Kiefern, die nicht eben dicht stehen und somit einen weiteren Ausblick gestatten, so daß man Gestalt und Umfang mehrerer Hügelgräber gleichzeitig studieren kann.

Es würde übrig sein, die Erfahrungen der beiden genannten Autoritäten, wenn auch nur auszugsweise, wiederzugeben, jedoch sei es mir gestattet, da, wo ich Abweichendes beobachtet habe, dies zu erwähnen. Auch erlaube ich mir, eine flüchtige Skizze des Geländes, das für den Prähistoriker heute noch eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges birgt, hier beizufügen, wobei ich bemerke, daß mir ein Mess-tischblatt 1: 25 000 nicht zur Verfügung stand, daher die Skizze Anspruch auf Genauigkeit nicht machen kann; soll sie doch auch nur als Wegweiser dienen (Tafel V, Skizze 9).

Wagner nennt den Schweinert „naß“<sup>3)</sup> und erwähnt „Aufgänge zu den Grabhügeln von verschiedenen Himmelsgegenden, nur nicht von Abend her.“

Bei meiner ziemlich ausgedehnten Besichtigung des Schweinert habe ich, obgleich in der Nähe ein kleiner Bach fließt, zwischen den Hügeln von nassem und feuchtem Boden wenig bemerkt. Es ist wohl anzunehmen, daß zu Zeiten, als Laubwald hier stand, die Verdunstung eine geringere gewesen ist wie heute, wo lichter Kiefernbestand freien Luftzug gestattet; es ist jedoch durchaus nicht ausgeschlossen, daß auch Veränderungen im Wasserabfluß in jüngerer Zeit stattgefunden haben, ein Vorkommnis, auf welches P. Pallas in den „Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde im Kreise Schweinitz“, vom Februar 1902, No. 37, aufmerksam gemacht hat.

„Aufgänge“ zu den größeren Grabhügeln, welche Wagner erwähnt, sind in der Tat vorhanden, und wenn Dr. Voß sie 1876 nicht hat beobachten können, so mögen die damals dichten Schonungen wohl

<sup>1)</sup> In einer Urkunde von 1465 heißt er „Das Gehulze, der Schwaner genannt.“

<sup>2)</sup> Dr. Voß in der Zeitschrift für Ethnologie, B. 8, 1876, „Exkursion nach dem Gräberfeld bei Klein-Rößen.“

<sup>3)</sup> Wagner, Ägypten in Deutschland, S. 5.

daran die Schuld getragen haben; ich möchte aber auch diese Aufgänge Wagners lieber als Zugänge oder als „Erdbrücken“ — wie sie auch P. Pallas in einem Zeitungsbericht von 1903 nennt — bezeichnen, da sie bei Anlage der Gräben, welche die Erde zu den Grabhügeln geliefert haben, etwa in der Breite eines Holzweges stehen geblieben sind, um das Betreten — sagen wir den „Besuch“ — eines jeden Hügels möglich zu machen, was gewiß ohne solche Erdbrücke schwierig gewesen wäre, da wir annehmen dürfen, daß die Gräben wesentlich tiefer als heute und naß gewesen sind.

Auf mich hat die ganze Anlage diesen „heiligen Hains“ den Eindruck gemacht, als ob man von vornherein auf die „Zugänglichkeit zu jedem einzelnen Grabhügel“ Wert gelegt habe und auch die Zwischenräume zwischen ihnen in angemessener Breite gehalten hätte.

Ich habe den Boden der Umfassungsgräben untersucht, hauptsächlich, weil unsere Arbeiter behaupteten, daß der gelbe Sand, aus dem die Hügel angeschüttet sind, „herbeigetragen“ sei, wie dies ja sonst bei Hügelgräbern häufig der Fall ist: Zu oberst lag mit  $\frac{1}{3}$  m Mächtigkeit schwarzer Waldboden, in der Hauptsache aus verfaultem Holz, Laub und Moos gebildet. Dann folgte eine gleich starke Schicht schwärzlich gefärbten Sandes, der allmählich nach unten heller wurde und schließlich in gelben Sand überging, wie er dort überall auf  $1\frac{3}{4}$  Spatenstich Tiefe zum Vorschein kommt. Wenn wir nun auch bei dem Durchstechen eines großen Hügels hin und wieder neben gelbem Sand Streifen grau gefärbten Sandes und selbst Waldbodens antrafen, so stammten diese doch unzweifelhaft nur von dem breiten Graben her, welcher das Material zur Anschüttung geliefert hatte. Geröllsteine fanden sich nur vereinzelt vor, da sie zu anderweitiger Verwendung wohl aufgespart worden waren.

Auf Anraten meiner Begleiter, welche erst wenige Tage vorher einen Hügel im Schweinert durchforscht hatten, beschloß ich, denselben mittelgroßen Hügel von 15–20 m Durchmesser, den 1876 Dr. Voß von Süden aus in Angriff genommen, und, da der Erfolg ausblieb, verlassen hatte, von Norden aus in der Breite von 1,50 m zu durchschneiden, d. h. also, der alten Anbruchstelle entgegenzuarbeiten. Da der Besitzer des Waldes, Rittmeister a. D. von Schaper auf Falkenberg, Kreis Liebenwerda, in entgegenkommendster Weise gestattete, ohne Rücksicht auf einige gefährdete Kiefernstämme vorzugehen, ging die Arbeit glatt von statten und fühlten wir nach einigen Stunden, als wir annähernd die Mitte des Hügels erreicht hatten, mit der Stein-

sonde eine Steinpackung, die uns nötigte, die Grube auf  $2\frac{1}{2}$  m zu erweitern.

Auf der Steinpackung lagen neben Scherben zertrümmerter Gefäße ein tönerner flacher Spinnwirtel von 6,50 cm Durchmesser, ein glattpolierter Gnidelstein und ein 22 cm langes geschweiftes Bronzemesser, welches über dem Handgriff in einen Ring endet (Tafel V, Figur 8).<sup>1)</sup> Der Handgriff selbst ist mit einem Belag von Holz oder Hirschhorn durch vier Niete verbunden gewesen, aber, wie die Überreste lehren und die Niete, nur auf einer Seite des Griffes.

Zwischen Rollsteinen, oder besser gesagt, gestützt und geschützt durch solche, standen einige zierliche Gefäßchen des lausitzer Typus und, etwas weiter nach Norden geschoben, ein größeres topfartiges Gefäß, welches mit einer Schale, deren Scherben ich zusammensetzen konnte, bedeckt gewesen war. Auch noch drei ineinandergesetzte Beigabegefäße wurden glücklich geborgen.

Da der Abend heranrückte, unterbrachen wir die Arbeit, nicht ohne den Ort gegen Plünderung zu sichern, was in der Art geschah, daß wir gebogene Kiefernäste mit der Krümmung nach oben auf einige den Bau überhöhende Steine legten und diese, um die Wiederauffindung zu erleichtern, mit Streu und Zeitungspapier belegten. Einige Spaten Erde wurden darauf geworfen.

Am folgenden Tage wurde der kreisrunde Steinbau lagenweise abgetragen, wobei noch verschiedene Gefäße, teils ganz, teils zerdrückt, geborgen wurden. Sie standen auf fein zerteilten Gebeinstücken und heller Asche, welche nur wenige Kohlen- und Holzreste enthielt.

Beim sorgfältigen Abräumen dieser Überreste fanden sich zwei Noppenringe, gewickelt in sechs Windungen aus einem zusammengedrückten Reifen von feinem Golddraht (Doppeldraht). Der Durchmesser beträgt nur 8 mm, das Gewicht beider Ringe nur das eines Zehnmarkstückes (Tafel V, Figur 5 und 6).

Die Ausbreitung des Leichenbrandes auf fast einen halben Quadratmeter erweckte in mir den Verdacht, daß das Grab schon vor Beendigung der Steinpackung „beraubt“ worden sei und daß die beiden unscheinbaren Spirälrollchen nur der nicht aufgefundene Rest eines Halsgeschmeides sei. In der Asche fand sich noch ein Stück feinen Bronzebeschlags, vielleicht von einem Holzkästchen herrührend,

---

<sup>1)</sup> Vgl. Voß & Stimming, „Vorgeschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg, Abt. I, Tafel V, 4“ und Heierli, „Urgeschichte der Schweiz, Figur 291, S. 273“.

und die Hälfte einer „Bronzenadel mit gerolltem Kopf“, an dem merkwürdigerweise noch ein unverbranntes und durch ausgeschiedene Kupfersalze erhaltenes Restchen eines köperartigen Gewebes haftete.

Den Boden des Grabes bildete ein aus gesprungenen kleineren Geschieben gebildetes Pflaster, das selbst wieder auf weißem Sand lag. Unter diesem war der hellfarbige Boden erhärtet, scheinbar unter Einwirkung von Feuer. Wir waren bei drei Meter Tiefe auf dem gewachsenen Boden angelangt.

Daß wir das Grab einer vornehmen Frau erschlossen hatten, erschien uns durch die Beigaben erwiesen,

Fünf besonders beachtenswerte Gefäße, und zwar ein glattes „zweihenkeliges“ (Tafel V, Figur 1), zwei kleine, amphorenartige mit Strich- und Punktverzierungen (Figur 2 und 7), eine Schale mit Kannelierungen (Figur 4), sowie ein handlicher Kelch mit Fuß (Figur 3) sind abgebildet. Der Erwähnung verdient auch eine große Schale, welche durch Abbrechen des Oberteils eines großen Gefäßes gebildet ist. Da die Scherben des Oberteils nicht zu finden waren, ist anzunehmen, daß diese „Aptierung“ absichtlich vorgenommen worden ist, ehe das Gefäß beigesetzt wurde.

Pastor Pallas übergab mir an Ort und Stelle noch ein Näpfchen sowie Bruchstücke eines flachen Tellers mit wulstigem Rand, die er an dem Südhang des Hügels einige Tage vorher ausgegraben hatte.

In der Charakterisierung der keramischen Erzeugnisse schließe ich mich dem Urteil des Dr. Voß an, welcher S. 168 die dort gefundenen als dem lausitzer Typus ganz nahe verwandt bezeichnet und sowohl die technische Geschicklichkeit der Verfertiger wie das feine Liniengefühl bezüglich der Form hervorhebt.

Die dem älteren lausitzer Typus angehörenden Buckelurnen sind bei unserem Funde nicht vertreten, ebenso fehlen auch die durch Scheidewände geteilten Gefäße, dagegen treten elegante zweihenkelige auf, für die es klassische Vorbilder gegeben haben dürfte.

Nach Erschließung dieses großen Einzelgrabes untersuchten wir noch einige kleinere, unscheinbarere Hügel, doch trafen wir nur auf Bruchstücke von Gefäßen. Ein guter Teil davon mochte wohl schon bei der Raubgräberei, welche der Erzählung nach bereits französische Offiziere während des Befreiungskrieges getrieben haben, zugrunde gegangen sein; den Höhepunkt hat diese Art der Forschung wohl aber erst zur Zeit Wagners erreicht, und zwar zu seinem größten

Kummer. Schildert er doch selbst den Schrecken und den Unmut, die ihn überkamen, als ihm plötzlich mehr denn fünfzig „unverletzte“ Gefäße, zusammen mit allerlei „Metallsachen“, welche Tagelöhnerweiber aus Übigau, von Gewinnsucht getrieben, ausgegraben hatten, überbracht worden sind, und als er das Trümmerfeld im Schweinert, erzeugt „durch das Aufbrausen weiblichen Blutes“, hat ansehen müssen.

Wenn nun Wagner trotz „dieses widrigen Anblicks“ noch versucht hat, durch Nachlese und genaue Prüfung des Verwüsteten der Wissenschaft zu nützen, so können wir ihm die höchste Anerkennung nicht versagen.

Da nach der Schilderung Wagners jene „grabsüchtigen Weiber“ in der Hauptsache nur oberflächlich gesucht haben, so scheint es mir nicht ausgeschlossen, daß noch einzelne, besonders große Hügel, archäologische Schätze in ihrer Tiefe bergen. Möchten sie noch recht lange dort ruhen, geschützt vor Raubgräberei und der Sammelwut Unberufener!

Förtsch.

## Latènezeitliche Gräber von Scharteuke, Kreis Jerichow II, und von Mücheln bei Wettin.

(Hierzu Tafel VI.)

Durch Lehrer Wöhlbier-Bergzow war ich im Juli 1903 darauf aufmerksam gemacht worden, daß nahe dem Dorfe Scharteuke ein Gräberfeld beim Abfahren von Sand aufgefunden worden sei und daß Hauptmann von Brauchitsch auf Scharteuke die Genehmigung zur Ausgrabung gegeben hätte.

Der Fundplatz, ein sehr flacher Hügel, etwa 500 m südwestlich von Scharteuke, war zwei Jahre vorher noch mit Wald bestanden gewesen und liegt unmittelbar neben einem verfüllten Teiche und der „ehemaligen Dorflage Scharteuke“ (alt: „Schartawke, Schartauichen“).

Unter dem dürrtigen Waldboden stand graugefärbter Sand mit vereinzelt kleinen Geschieben und unter diesem hellfarbiger fester Sand, in welchen man bei der Beisetzung der Grabgefäße nur selten hineingegangen war.

Dem Anscheine nach hatte man bei der Beisetzung ein 75—80 cm tiefes Loch nur von dem Umfang des Deckels der Grabgefäße gemacht und das Gefäß herabgleiten lassen, wobei einzelne Gefäße, besonders